

Sommerfrische.

Von

Walter von Kummel.

Nachdruck verboten.

1. Fortsetzung.

3. Regen.

„Willkommen in Urdorf!“ Alles schien mir so zuzurufen. Selbst das Wetter stimmte bereits am Tage nach meiner Ankunft in diesen Begrüßungstönen ein. Es wollte nicht, daß ich meine Wünsche unruhig weiter über den Bannkreis Urdorfs hinausjagen lassen sollte, es wollte, daß ich mich in Urdorf selbst und nur in Urdorf und seine Reize eingehend vertiefen, mich förmlich darin verbeissen sollte. Darum hatte der Wettergott sämtliche Schleusen des Himmels aufgezogen, es goss aus allen Eimern und Kübeln herab. Fast ein wenig zu viel des Guten. Denn es war kaum möglich, selbst nur in Urdorf zu promeniern. Schon beim ersten Schritt auf die Dorfstraße umging den Wanderer das wilde Chaos, ein schmerztes Ringen von Wasser und Erde um die Herrschaft. Aber wie eine schützende Arche Noah schwamm das Gehäus „zur Linde“ mit seinem vielerlei Gezier ruhig und gelassen in der entseelten grauen Sintflut. Die Frau Wirtin heizte den Ofen in unserem Wohnzimmer an und bei kräftiger Feuerung fühlte man sich — mitten in den Hundstagen — lieblich wohl.

Da jeder Anlauf fehlte, rühte die Familie notgedrungen näher und inniger zusammen. Bald konnte ich infolge dieser engeren Gemeinschaft feststellen, daß Urdorf und seine Straße, die dem Wind abmelt, weder rau und hart über ihre Geilde dahervollt, schon in dem und jenen Worte auf die männliche Nachkommenschaft abgefärbt hatte. „Depp, du dämlicher“, fauchte bereits beim Frühstück Wolf der Jüngere, der etwas spöcherischer Natur ist, seinen älteren Bruder Fritz über den Tisch an und begleitete diese Koswörter mit der entsprechenden Hand- und Fußbewegung. Als der Tag weiter vorrückte, hatte ich die Freude, noch andere Wendungen, die noch härteren Erzeugnis und kräftigeren Lokaleinschlag hatten, festzustellen.

Eltern, die ihre Kinder lieber rügen, werden von diesen bald gerieben. So saßen auch mir Eltern ziemlich reich verzinnt in unserem warmen Wohnzimmer, während die Jugend sich in den kühlere, aber dafür ungehörteren Tanzsaal zurückzog. Als ich einige Zeit später eintrat, fand ich dort große Gesellschaft. Außer den drei eigenen Kindern war noch zahlreiche Dorfjugend versammelt. Alles umstand einen langen, mit einem herausgerissenen Bettlaken festlich gedeckten Tisch. In der Mitte eine Waidschüssel, umrahmt von einem reichen Blumenkranz, von Dahlien, Nelken, Stiefmütterchen und anderen. Das ganze Hausen von Hen, Klee und Hafer. Unmittelbar und in höchstlicher Nähe der Waidschüssel die drei jüngst erworbenen Haisen.

„Kinder, was macht ihr denn da?“
„Zuerst längeres Schweigen. Dann die lakonische Antwort: „Hajentaus!“

Auf weiteres Befragen konnte ich noch feststellen, daß die drei Haisen mit dem Schlingenschnur der Laupatze von dem schwarzen Hais, der Alan mit seinem blonden Schopf vom weißen und der Roman vom schwarzen Hais war. Jeder Laupatze hatte auf die Anordnung meiner fündigen Kinder seinem Käufling ein Laufschnur in Gestalt von bestem Haisentaus mitzubringen gehabt.

Während der seltenen Regenschauern entläßt die Jugend ins Freie. Die Spiele, die sie dort veranstalten, färben sich oft auf den äußeren Menschen etwas ab. So, wenn sie sich auf einem Brett im Brillenbächlein Hais- und Schlingenschnur üben. Oder wenn sie eine Stunde lang im Bereich mit ihrem Freund, dem Knecht, sich heiß bemühen, im Bad „Dollwagabretter“ zu spielen. Die Bretter sollen allerdings rein und sauber geworden sein, anders meine Erziehung. Der Wolf besonders, der für die Landwirtschaft viel Interesse zu haben scheint, ist in allen Ställen bekannt und zu Hause verläßt und verkriecht sich dort tageweise, nur zu den Mahlzeiten stellt er sich ein, allerdings mit einem etwas herben Stallgeruch in Haaren und Kleidern.

Draußen aber regnet, regnet es weiter. Die Tage beginnen sich zu dehnen und lang zu werden. Man muß ausrufen, sich die Zeit zu verkürzen. Die Frage ist nur, wie und ob man nicht Angenehmes mit Nützlichem verbinden kann. Schon sind wir auf dem richtigen Wege. Unsere Kinder haben in dem und jenem Haus freundliches Entgegenkommen gefunden. Wir werden als Dank zwei Kindererladungen geben, eine für unser Mädchen, die Elisabeth, zu der die 5 bis 7jährigen, die andere für die Bubens, zu der größere Kinder geladen werden sollen.

Schon die erste Einladung, bei der es allerhand lustige Spiele, kleine Nützlichkeitsdienste, dazu etwas Schokoladenkrem und Kuchen gab, scheiterte in den Kreisen der kleinen Teilnehmer nicht ungar ausgenommen worden zu sein. Um 6 Uhr gingen ich davon, um 7 Uhr ließ schon ein Knecht Bubens, welche alle für den nächsten Tag nicht geladen sind, weil wir sie nicht kennen, vor dem „Gasthaus zur Linde“ mit der Anfrage, ob sie nicht morgen auch kommen dürften. Schmei, ihnen klar zu machen, daß es uns dazu am nötigen Raum fehle, mehr als 20 könnten wir nicht jagen. Erst die Beweisführung, daß wir nicht das für ein weiteres Duzend nötige Eisen

zur Verfügung hätten, leuchtet ihnen besser ein. Als sie betäubt abziehen, geben wir ihnen als Trostwort das Versprechen mit, daß sie bestimmt bei einem eventuellen Zauberspiele Nr. 3 auf freundliche Berücksichtigung rechnen dürfen.

Trotz aller Abjage nehmen sie aber am nächsten Tage an der Einladung teil — allerdings nur als Zaungäste. Während Urdorf der Regen niederprasselt, pressen sich an die Schützen unserer 4 Jäger je 4 oder 5 Anwesende und spähen schüchtern auf Hais und Spiel. Sie lassen auch artig ihre Visitenkarte zurück, als ich am Abend ins Freie trete, sehe ich unter unserer Fenstern an der schon weiß gefüllten Mauer des „Gasthauses zur Linde“ zahlreiche schwarze Abdrücke von nackten Füßen, welche sämtlich von Mitgliedern „des Salons des refaires“ stammen. Aber auch sie, die sich diesmal damit begnügten, sich zum Fenster hinauszukommen, und wehmütig durch die Scheiben hereinzuschauen, werden noch zu ihrem Rechte und der ihnen versprochenen Einladung Nr. 3 kommen. Wir haben Zeit und Ruhe dazu, denn es regnet, es regnet weiter!

Und von Regen trüben sieht, während wir beim Abendessen sitzen, plötzlich ein grau gefleischtes Männlein in der Tür. „Da jautet a mal her, was da für a Mannsbild kommt“, ruft vom Gange die Wirtin zur Linde lachend herein. Wie ein Orkan, wie ein Abgelandter aus dem Reiche der Jovergesicht er da, der kleine, gerade einen halben Meter hoch, aber ungezogen ganz wie ein Erwachsener mit einem weißen schlotternden Mittel, langen, verwachsenen und unten ausgebreiteten Haaren, auf dem Kopfe ein solches grünes Hirt mit einer hell auftragenden, rauflustigen Haisentaus drauf. Starren, gläsernen Auges markiert er uns der Reize nach, spricht kein Sterbenswort, kommt gerade Weges auf den Tisch zu und pflanzt sich begehrend davor auf. Aber es ist nichts mehr da, was für ihn verlockend sein könnte. So wird er mit einer Georgine besetzt und auf das Sofa nebenan geleitet. Von dort aus besieht er mit föhlicher, schweigender Ruhe, allerdings wie mir scheint etwas grüßgrämig und enttäuscht, unsere Tischgesellschaft weiter und steckt dabei manchmal die Georgine hungrig in den Mund.

Die Kinder wissen Bescheid. Es ist der jüngste Bruder eines aus der nächsten Nachbarschaft geladenen Kindes. 10 Minuten später holt ihn auch die Mutter richtig ab. Wie sie ihn aufnimmt, kauft er noch immer an der Georgine herum. Aber es ist fast nur mehr der Stengel vorhanden. Alles andere hat der zu spät gekommenen Festgast, es wohl für eine der kulinarischen Herrlichkeiten haltend, von denen er durch Bruder oder Schwester gehört, bereits gänzlich aufgezehrt. Der Blumenkranz scheint ihm auch, da man weiter keine Haisentaus hören, nicht schlecht bekommen zu sein. Warum sollte er auch? Zu unserem Mähdener Brote, von dem unmittelbar vielleicht auch noch niemand gehört ist, waren oft noch ganz andere Dinge enthalten, als ichöne Georginen.

4. Der Fluß.

Endlich ein blauw wolkloser Tag. Mein erster Gang gilt meinem hier ältesten Freunde, dem Fluße. Ich könnte mich sogar ohne mit der Wahrheit in Widerspruch zu kommen, seinen Lebensretter nennen, denn er war zum Tode verurteilt, als ich ihn vor 10 Jahren kennen lernte. Er war angeklagt, daß er, als er einmal nämlich sich übermäßig mit Dummwasser angetrunken hatte, als Haisentaus beim Nachhausegehen vom Wirtshaus einige schöne Haisen baltigen Wirtshaus, die zum Einführen für den nächsten Tag schon bereit lagen; meuchlings habe mit den Händen lassen. Er war bescheidig, mutwillig da und dort breite Stücke guter Meeres mit dem Fuße herabgetreten und sie in seiner weiten Reizetätigkeit mitgenommen zu haben. Und allgemein wurde ihm des weiteren vorgeworfen, daß er des Sommers durch zu viel Trinken und Wassertrinken, des Winters durch allzuwides Besichtigen allerlei unumige und schädliche Mistoria verübt habe. Verschiedene Bawerleute hatten mächtig geschimpft. So sollte der Bruder Leichtfuß zur Strafe dem glatt dekafizierten werden. Alles war schon in bester Ordnung, das Todesurteil unterzeichnet und der Staat hatte auf sein Begrabungsrecht bereits verzichtet. Es stand schlimm um den armen Sünder.

Seine weit geschweiften, durch Busch und Waldgrün laufenden Bindungen sollten zu einem einzigen langen, trostlos und schmerzdar verlaufenden Kanale zugeschnitten werden. Schon zeigte mir einer der Wirtshausknechte triumphierend die Probe eines Zeitschnittes, wie sie, endlos aneinander gereiht und mit Eisenringen verbunden, Herbschiff und Flußhölzer bedecken sollten. Landschaft und Natur wären für immer zerstört gewesen. Den Urdorfern und allen anderen Anwohnern wären unbeschreiblich hohe und später sich immer wieder erneuernde Ausgaben erwachsen, der Erfolg, nach dem Schoß anderer Flußkorrekturen derselben ungeliebten Prüfung zu bestehen, ein höchst negativer gewesen.

Da lieh ich denn Sturm und wieder alles Erwaarten glückte das Bagnis. Meinem Fluß ward gnädig sein Leben geschenkt. Er hat mir den kleinen Freundschaftsdienst nicht vergessen, hat mich, so oft ich ihn später aufsuchte, immer freundlich aufgenommen, mir gute Worte zugebracht, mit Freude und Freuden gesendet.

Und wie in früheren Zeiten wird er es, denke ich, auch dieses Jahr halten. Ich werde kaum vergeblich bei ihm

anklopfen. Da trage ich nun, um es offen zu gestehen, jetzt mit mir eine stille Sehnsucht nach den Bergen herum, die da im Süden vom Freizein nahe in die weiche Sommerluft sich bauen. Ein Tagemarsh und ich wäre schon dort. Aber nach allem, was man so hört, ist dort nur das Lärmen und engebrängte Feldlager der Kriegsgewinnler, der großen Glückseligkeit, der brillantenbeiden aufgedonnerten „Dirndl“, der nouveau riches jeder Schattierung. Wogu mir das anhangen? Meine Sehnsucht würde sich nur wundte Füße lauten und an den alten, sich gewordenen Stätten das meiste böse verändert finden. Da bleibe ich besser bei meinen lieben Urdorfern. Die sind wenigstens die alten geblieben, sind die gleichen, wie sie vor dem Kriege waren, arbeitsfreudig, nüchtern und pingelig, gastfrei und hilfsbereit, wenn einer ihrer Hilfe bedarf. Und meinen Urdorfern verschweige ich auch meine heimlich eigentliche unauflösbare Sehnsucht nach den Bergen. Aber mein lieber, alter Freund, der Fluß, der hat mein Wünschen schon erraten. Er tut auch, was er nur kann, um mir ein Stück Bergwelt vorzutun, gebärdet sich in engem tief eingeschnittenem Rinnal, rast ungelüht mit noch niemals ein Bergbach in schmal und steil eingeriffener, enger Klamme, Krudelt und tobt, daß ihm der weiße Schaum der Wut vom Munde rieselt, juchzt dann wieder hell und lachend auf, stürzt über Steine und Fels, schwingt sich über Schutz und Geröllhalden, springt über Baumstämme, legt und klettert in Wasserfällen über Blöde und Trümmer, sammelt sich müde vom Laufe geworden in tiefen grünen Bächen, um nach kurzer Rast im Wasserbette von neuem zu freier, froher Talfahrt anzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Opfernacht.

Die Flut der hellen Nacht strömt blütenweiß
Und kann nicht stille werden, kann nicht stille ruhn —
Denn an dem Horizont des Lebens
Brennen Flammen,
Som Blut der Menschenseele reich genährt,
Als ewiges Licht!

All meine Blüten mühten werden,
All meine Kraft geopfert werden,
Bis ich im tiefsten Jammer qualvoll spüre:
Da endlich sprang ein neues Tor der Seele auf!

Madonna.

Eine Stille aus Deutsches Rot.

Von Heinrich Born-Hebe.

Eine stürrende glühend heiße Rette legt die So. we spiratig um das armenische Häuslein vor der großen Stadt. Tausendfach klirrt sie, schmer wie Straßingelassen und schmerzhaft doch in flammendem Gold. Jetzt gleitet ein schwarzer Ring an den Enden herüber und sieht die Schlinge fest. Die Mauer senkt sich nach innen und drohen über der halbnaekten Frau und dem Kindlein drinnen zusammenzubrechen. „Durst!“ jähren wirtre Frauenaugen. Die Luette ist verriegelt. Die Lippen bersten. Durst — —
Nimm doch Kaffee, liebe Frau, rät das Händchen. Kaff — —
— see, Kaff — — see, Kaff — — see.
Die Frau schüttelt den dreifünfteligen Kopf und muß lächeln. So alt, wie die ihr ist, so muß sie mitunter noch. Kaffee ohne Wasser kosten kann niemand, das sollte man wohl wissen, wenn man in der Küche hängt. Es ist ein nachsichtiges, weiches Lächeln. Zuerst glommt in den Augen auf, dann huschte es über die festgehangenen Lippen. Aber so schnell, wie es gekommen, ist's hinweg. Die kurze Zeit duldet es nicht länger.

Wann schreit das Kindlein in der Wege.
Durch das Herz der Mutter geht es wie Schwertfisch.
Ein Zucken steht ihr durch die Oberlippe. Die Augen weiten sich. Um einen Kinderfremd! Kein kann er sein wie lüftiges Gesehensgenie oder sich wie des fremden Bogeis Abenddied. Fast wie der Hornruf auf der Anstehenshöhe; aber kaumig wie ein letzter Seufzer. O um den bitterlichen Kinderfremd, und nicht helfen zu können!

Mich heißt das Kindleins Jammer. Dieser Schrei jagt Hunger und Durst zugleich. Herrgott, wimmert die Frau, und kein Trost in Haus!

Eben ist der Milchbauer vorüber, meckert das Ungeheir draußen und zieht den goldenen Ring noch strammer über die Rette, der wird für dich und demselben gleich dich ein Gemächchen übrig haben.

Ja, Spott und Hohn!
Frau könnt ihr gahen? Sollt's zum alten Preis haben. War ein schlechter Kerl, der nicht Mittelteil hätte mit solch jungem Blut. Hüßig seid ihr auch. Gut, ich bin kein Mensch, her mit dem Topf!

Schon plätschert ein dünnes Strahlen herüber. Flüssiger Schnee, oh, wie tut das wohl! Aber jäh verliert der Quell. Ihr, hirtet's doch, wo!?

Ja doch, Mann ja.
Erst her mit dem Geld!

Wacht zu, mein Rind verbrüht!
Alles mit der Ordnung, denn ohne Ordnung ist nichts zu verdienen.

Da packt es sie. Sie wirft dem Feiniger ein Paar Papierfetzen ins letzte Gefäß und läuft zurück.
Drinnen im Haus rät das Rind. Die Tür war offen geblieben, und der graufiche Würger hat sich in dem Raum verbißten. Die Tropfen stehen auf dem roten Gesicht des Kindes.

Sie weicht die dünne Schale den modernen Rindern des

Man nimmt fortwährend Schlaf das winlige Wesen auf und drückt aus dem milden Weibe die Augen zu.
Niemand merkt, wie die Fette draußen ihre Farbe wechselt und aus dem Gold ein böses Schwarz wird. Und wie die Schlinge gleichmäßig sich enger und enger zieht.
Am anderen Morgen sehen die Vorübergehenden an der Stelle des arbeitsamen Säusleins einen Krümmenpfeifen. Wirtliche Männer kommen mit Armenopfern unter dem Arm und Spazierstöcken. Das ist die Gedichtsammlung. Dann erscheint die Handeube mit dem Kell, daß das Heiß gut noch sein Jahre hätte seihen können. Freilich es selbst zu beschreiben, hätte niemand riskiert.
Daß die gültige Vorlesung das arme Weib bevor bedarf hat, mit ihrem klugen Hungers zu sterben, das mußte keiner. Man hat sich viel darauf arguirt, die „bebauertwerteten Opfer des unglücklichen Zufalls“ auf Stadtrösten besattelt zu haben.
Auf das Grab aber tat man ein Kreuz mit einem Ornament, das die Madonna mit dem Kinde zeigte, segnend stilles Gelbentum. —

Der Vater des historischen Romans.

Zur 150. Wiederkehr des Geburtsstages von Walter Scott am 15. August.

Von Alfred Goetze.

Andershalb Jahrhundert ist seit dem Tage vergangen, an dem Walter Scott in Edinburg geboren wurde, der „letzte Minstrel“, der die gewaltige Poesie der Gedichte für die Literatur entdekt und urbar gemacht hat. Er wurde damit der Begründer des historischen Romans, mit dem er in der gesamten Weltliteratur Schule machte, ohne daß es, von unserem Willibald Meiß abgesehen, einem seiner vielen Nachahmer und Schüler verdummt gewesen wäre, das historische Vorbild zu erreichen. So steht Scott als Biograph der Geschichte seines Vaterlandes unübertroffen. Aber er ist daneben als Schöpfer des modernen epischen Geschichtseromans auch der Biograph des britischen Volkes geworden, das er in allen seinen geistigen Abstraktionen in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat. Diese historischen Romane stehen künstlerisch und literarisch hoch über den historischen Mittelnarrativen, die die Geschichte im Spiegel der romantischen Poesie aufweisen, und die vor allem im Ausland Scotts Ruhm begründet haben.

Von der Begründung, die Sir Walter, wie Scott ihn der schottischen Heimat fürweg genannt wurde, seine Handscheute bezogen haben, fängt die Geschichte am Ende des 18. Jahrhunderts an, bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Die von ihm verfassten Romane Nationalromane in Edinburg. Die von dem berühmten Kritiker Jeffrey verfaßte Geschichte bezeichnet das Denkmal, das Schottland seinem volkstümlichen Helden gesetzt hat, als einen Hohl der Dankbarkeit dafür, daß Scott „einen tieferen Einblick auf alle Schichten der Gesellschaft ausgeübt hat, als irgendein anderer britischer Autor, Spätsprecher ausgenommen.“ Dieser Begründung der Heimat entspricht die maßlose Anerkennung, mit der das Ausland Scotts Romane aufnahm. Die Weltliteratur schätzte überdies diesen Roman als noch besonderen Fortschritt. Namen Scotts Romane der nach den napoleonischen Kriegen in Europa herrschenden Meinung entgegen, sich aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu flüchten, die der schottische Dichter überdies mit allem Hauber romantischer Phantasie zu umkleiden verstand. Der strengen Reaktion war dieser Romantiker historischer Größe, der das Bewußtsein zu vergerichten nicht mißte wurde, und der den Gedanken konservativer Stabilität in so verführerischer poetischer Form populär zu machen mußte, noch ganz besonders willkommen. Die kontrorevolutionäre Bestimmung, die nach Napoleons Sturz einsetzte, ließ sich dem auch die gute Gelegenheit nicht entgehen, den fanatischen Verehrer der hochföhrlichen und hochmoralischen Grundzüge gegen dessen ultrarationalen Antipoden Byron auszuspielen und den einen in dem Grade zu erhöhen, wie sie den anderen verkleinerte. In Scotts Ruhm muß man in dessen Verwunderung, daß er sich stets neidlos der überlegenen den Größe Byrons unterordnete. Ja, er tat noch mehr, indem er, der eingesehene Tory und Hochkirch, für den „Kain“ und den „Don Juan“ des verpönten „amoralischen Ungeheuers“ Byron mit einer Wärme eintrat, die seinem Bismarck und seiner Hochgerechtigkeit des schönsten Zeugnis ausstellt.

Byron hat mich gelehrt durch seine Schilderung der lebensfähigsten Gefühle und seine tiefere Kenntnis des menschlichen Herzens,“ besinnt Scott mit rühmenderer Selbstkenntnis. Er hat damit den schwachen Punkt seines literarischen Wertes enthüllt, das mit dem Aufkommen des neueren Theaters in dem Grade untergraben wurde, wie es früher überhöht worden war. Wenn Goethe beispielsweise Scott nur als großen Talent, nicht aber als charakteristischen Künstler und keinen Romanen lediglich den Wert „kollektiver Aufheben der Geschichte“ zuerkennen wissen will, so spricht er nur das aus, was vor ihm seine und Barnhagens von Enke an den Romanen des schottischen Barden in ungleich schärferer Form ausgelegt hatten: die umfängliche, schwerfällige Exposition, die allzu beschränkte Breite der Darstellung, die Mächtigkeit des Empfindungslebens und das Schwelgen in abenteuerlichen Phantasieren. Ueber diesen offenbar unzulänglichen Schwächen und Unzulänglichkeiten, die dem modernen Geschma der Reiztre der Scottischen Werte so sehr verkrümmen, dürfen aber die überlegenen Vorzüge die es originellen und neuhöhrlichen Weltes nicht in den Hintergrund gedrängt werden, eines Weltes, der mit der Rückkehr zur Volkspoesie, und zur Reize der Achtung ein Reizend eroberte und mit dem „Erschließung des im Gemütsabstande erhabenen Genies das nationale Element in den Einzelwesen“ entdekte.

Die grundlegende Bedeutung der Scottischen Erzählkunst liegt vor allem in der weiten historischen Perspektive, die sich in seinen Romanen vor uns auftut, in dem Tiefblick für das historische Porträt und dem scharfen Herausarbeiten der nationalen Gegenstände und kulturhistorischen Gegenständlichkeiten epischen und schottischen Wesens. Und mit dieser durch die Jahrhunderte verbrüht sich ein wunderbares, schier unerschöpfliches Material, ein frischer, die Darstellung belebender Humor von Spätsprecher Unmöglichkeit und eine nie verlassende psychologische Kombinationsgabe. Vorzüge, die es begreiflich machen, daß Goethe selbst ein so verurteilendes Maßwort, wie es sich der große Romanistritzler in einem aus dem Rahmen fallenden „Leben Napoleons“ entzifferten ließ, anerkannte und die schottischen Werben als fongalenen Geschichtsvorbunden begrüßte.

Goethe war es auch, der auf die Entdeckung des schottischen Dichters bestimmenden Einfluß übte. Walter Scott, der wie Byron von Geburt an mit einer Beiläufigkeit behaftet war, die ihm das Wesen erschloß, wurde am 15.

August 1771 als Sohn eines Rechtsanwalts in Edinburg geboren. In der Kancel seines Vaters, in die er mit fünfzehn Jahren als Lehrling eintrat, bildete er sich zu einem tüchtigen Juristen aus, der sich dank der Protection des Familie Scott, Buccleuch, eines entfernten Verwandten der Familie Scott, bald einer einträglichen Anwaltspraxis zu erfreuen hatte. Seine schiffelnde Tätigkeit begann er mit metrischen Liebeserlegungen Bürgerliche Mädchen und des „Hörs von Besessenen“ von Goethe und eröffnete nach dieser Vorbereitung, die ihn mit der deutschen Spul- und Ritterromantik vertraut gemacht hatte, das selbständige Schaffen mit der Romane „Der Sang des letzten Minstrel“, dem der „Marion“, die großartige seiner Verfassungen, und andere Eben folgten, von denen der „Lord of the Isles“ als das bedeutendste hervorgehoben sei. Der gewaltige Erfolg, den diese Dichtungen fanden, bestimmte Scott, die juristische Praxis aufzugeben und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Unmittelbar nach dem Erscheinen der ersten Gedichte des „Gilde Harold“ von Byron, in dem er sofort das überlegene Dichtergenie erkannte, verließ er aber das Feld der Dichtungsgattung, um sich fortan ausschließlich dem Roman zuwenden. Mit dem „Waverler“, dem er 1814 an dem ersten erschienen ließ, stellte er das Meisterwerk und den Typus der Gattung des historischen Romans auf, den er begründet und auf die Höhe der Vollendung gebracht hat. Seine beispiellose Schöpferkraft, für die eine Jahresleistung von 12 fastigen Romanbänden und eine gute Durchschnittsleistung bedeutete, gestattete ihm, diesem Erstling Wert auf Wert folgen zu lassen, ohne daß durch diese Massenproduktion seine Schilferkunst an Frische und Ursprünglichkeit eine Einbuße erlitten hätte. Dem künstlerischen Erfolg dieser ungezählten Romane entsprach ein buchhändlerischer Erfolg, dessen Ausmaßgiffer einen Rekord aufstellten. Schätz man doch die Gesamtsumme, die Scott an Honoraren zufließ, auf die für die damalige Zeit geradezu unerhörte Summe von 150 000 Pfund Sterling. Diese ungeheuren Honorare setzten Scott instand, am Ufer des Tweed nahe bei Melrose den herrschaftlich Abbotsford zu erwerben und zu einem lebenswichtigen, mit glänzendem Prunk ausserordentlichem Dichter als Grandseigneur residierte und eine großartige Götterhaus erbauete.

Auf der Sonntagsruhe eines Glases, das ihm reifliche Erfüllung seiner Wünsche brachte, traf ihn indessen ein materieller Schlag, der ihn für den Rest seines Lebens zur Wohlthätigkeit verurteilte. Scott, der zur Bekämpfung der liberalen „Edinburgh Review“ die „Quarterly Review“ als Organ der Tories gegründet hatte, hatte sich durch seine Gewinnlust verleiten lassen, bei der Verlagsfirma Ballantyne und Constable als stiller Teilhaber einzutreten. Der unvorsichtige Versuch, seine Einnahmen zu erhöhen, hatte, als das Verlagshaus im Jahre 1826 in Konkurs geriet, für den Dichter die verhängnisvolle Folge, daß er sich mit der ungeheuren Schuld von 117 000 Pfund Sterling belastet sah. Obwohl sich die Bank von England dem Schuldner sofort zur Verfügung stellte, lehnte Scott das Anerbieten, für ihn einzutreten, ebenso wie die Hilfsleistungen von privater Seite, wohl als er wollte die Schuldsumme durch seine Arbeit tilgen. Es gelang ihm in der Tat auch, durch fleißigste geistige Tätigkeit, die Schuld bis auf 40 000 Pfund abzutragen. Aber diese Ueberwindung seiner Leistungsfähigkeit wurde nicht nur dem dichterischen Wert der in überarbeiteter Eile geschaffenen Arbeiten verhängnisvoll, die in Überanstrengung trug auch dazu bei, seine durch einen Schlaganfall bereits schwer erschütterte Gesundheit vollständig zu untergraben. Auf einer Erholungsreise in Italien traf ihn ein zweiter Schlaganfall. Halb bewusstlos nach Abbotsford zurückgebracht, starb Scott hier am 21. September 1832, ein halbes Jahr nach Goethes Tod. Er fand in Drury-Place in London seine letzte Ruhestätte. Das dankbare Vaterland brachte durch eine Subskription die Mittel auf, die Abbotsford der Scottischen Familie sicherste, und es ehrete das Andenken des Dichters durch die Errichtung eines Nationaldenkmals, das sich im Stil eines gotischen Minsters in Edinburg erhebt.

Zum Solsteinhaus.

Von A. Rinsch-Galle a. S.

Für diejenigen Touristen, die beschäftigen, dem Land Tirol einen kurzen Besuch abzustatten, und die es nicht wagen, den Grenzgeheimern von 2 mal 24 Stunden zu überhreiten, werde ich nachfolgend eine sühne Bergtour mit Hüttenbesuch, Edelweiß, einer gelinden Ramintraverte und dergleichen Platanien beschreiben. Die Tour ist leicht, hüßig und lohnend und bequem in 2 Tagen zu bewerkstelligen.

Nachdem man in Mittenwald endlich den Grenzstein gegen ein Entgelt von 450 Mark in Empfang genommen hat, markiert man auf die österreichische Grenze zu, wenn man es nicht vorzieht, die Bahn bis Scharnitz zu benutzen. Der Grenzstein wird so und so kontrolliert und mit einer amtlichen Notiz des Grenzbeirats versehen. In Scharnitz, inmitten gewaltiger Bergriesen gelegen, deren Namen die unbedingt mitzuführen Karte genau verzeichnet, trinken wir den ersten Tiroler Wein und gehen dann weiter die Straße auf Seefeld zu. Ingezählt halb 10 Uhr vormittags haben wir die sogenannte Alpenstation, heute Scheinard ein Sägewerk, erreicht, und hier biegt der Weg links ab hinanz zur Eppelgrub Alm. Schon nach wenigen Schritten hinanz, der Weg ist blau maritell) begrüßt ihn erst die erste Alpenrose, die allerdings g rüne Blätter hat. Die richtige Alpenrose, die wir später finden, hat am der Unterseite braune Blätter. Nicht allzu weit geht der Weg hinanz. Ein toter Bach kommt aus der Höhe, den wir auf mehreren Brücken überhreiten. Rechts und links türmen sich die bewaldeten Bergwände hoch, ein stilles Luftschloß kommt herab von den Gipfeln, die immer näher und näher rücken. Nach einem angenehmen Marsch von ungefähr drei Stunden (je nach der körperlichen Beschaffenheit) sehen wir in der Ferne die niedrigen Hüften der Eppelgrub Alm. Viel Wies weidet ringsumher und melodisch klingen die Gloden durch die Almraue. Schuttfelder siegh sich herab von den Bergriesen, aber deren einen, den Erlich, wir heute noch hindurchwühlen. Schon sehen wir vor den Almstätten, und werden freundlich begrüßt von Sepp, dem Sennar, der sehr angenehm zu plaudern weiß und uns köstliche Milch und gute Butter gegen geringes Entgelt anbietet. Doch aber uns liegt die Eppelgrub Scharte, aber die Inhaber der Weg zum Solsteinhaus führt. Nach ausgiebiger Rast beginnt der Aufstieg. In Serpentinien geht es hoch und immer höher, immer kleiner werden die Hüften, immer näher rücken die gigantischen Felsenmaße der Erlich, die 2415 Meter hoch, die Eppelgrub Scharte beherrscht. Nach posthörnigen Steigen sehen wir auf der Höhe der Scharte, Rechts und links von uns ragen die gewaltigen Seiten zur Höhe, weiter unten freckt sich ein Fels hoch

gleich einer Nabel, und auf ihm hat ein waghalsiger Kletterer eine schwarz-rot-goldene Fahne gehißt. Unten, unweit des Ueberganges, aber immer noch ein schönes Bild entwerfend, liegt das Ziel unserer heutigen Wanderung, das Solsteinhaus der Alpenvereinssektion Innsbruck, 1805 Meter hoch. Auf dem Weg ist weitlich weniger beschwerlich wie der Aufstieg, aber wir spüren doch unsere Arme, als wir die Hüfte betreten, freundlich empfangen vom Hüttenwart und ruht ein wenig in dem gemütlichen, luftigen Schloß. Nach einem äußerst gemütlichen Bekannntem abends bei gutem Wein, der Gesang und Scherz gehts zur Ruh; aber früh beiseiten ist alles auf den Beinen, die allerdings in den meisten Fällen ein wenig schmerzen. Ein guter Kaffee erfrischt zu weiteren Wandern. Links von der Hüfte ragen die Solsteine, der große und der kleine, empor, zwei gewaltige Kerle, jeder über 2500 Meter hoch. Sie beherrschen das Innthal bis weit hinauf und hinunter. Das Frau Sit-Schloß, die über vollkommenen ein einziger Scharten zu übersteigen. Wir aber wollen getrieben werden ins hundertste Land zurück, das wir in nicht den Mut besitzen, den Grenzstein zu übersteigen. Immer mit dem Ausblick auf das liebliche Innthal steigen wir über den Schützenstein hinunter zu Tal. Unweit der Hüfte verlassen wir den Schützenstein und flattern ein wenig hoch, in der Ferne, den Weg doch wieder zu finden und Ede lweiß zu ergattern. Und richtig, wir sind noch nicht lange gegangen, da sieht schon eine Pflanze am Wege, und dort wieder eine, und deren viele, immer mehr und mehr. Dann Alpenrosen, Steinröslein, Rosköslein und anderen Alpenpflanzen in Menge. Beschreiben pfänden wir uns einen Strauß Edelweiß, lassen aber sein äußerlich die Würdigen finden, auch an andere denkend, die nach uns kommen. Edelweiß, Edelweiß! Wie viele Touristen gibt es, die noch gar keines gefunden haben. — Bald haben wir den Berg wieder gefunden, und nach der blauen Markierung geht es weiter hinunter. Halt! Da kommt ein Ramin, nun heißt es klettern, oder zurück zur Hüfte und den bequemeren Weg nach Ziel einschlagen. Die Hand am Drahtseil steigen wir in die Tiefe. Vorsichtig sucht der Fuß Stütze — und es geht. Unseren Stock werfen wir im Voraus hinunter; denn er ist uns beim Klettern im Wege. Bald sind wir unten, und es kommt schon wieder ein Drahtseil. Der Steig führt an einer Felswand entlang, ist aber ungeschützt. Ein Felses Stein kann ihn gehen. Jetzt gehts bequem bergab und bald sehen wir vor uns die Jägerhaus, wo es wieder gute Milch gibt, die aber schon etwas teurer ist als der Eppelgrub Alm. Hinter uns liegt nun das Solsteingebirge mit seinen gewaltigen Wänden. Erstaus erkliden wir die Klamm, durch die wir herunterkrazelten. Sie sieht gefährlicher aus, als sie war. Nach kurzer Rast gehts hinunter durch die Kranerhütte Schicht nach Kranerhütte. Immer führt der Weg in Serpentinien bergab durch Wald, Nadeln, herrlichen Wald, immer mit dem Ausblick ins Innthal bis gegen Innsbruck zu. Rechts von uns ragt die Martinswand hoch, wo einst sich Kaiser Max verrietete hat. Ein Engel rettete ihn aus seiner Todesnot. Immer der blauen Markierung nach erreichen wir die wir die Station Kranerhütte der Bahn, die über Seefeld nach Mittenwald führt. Wir können aber auch schon vom Jagdhaus aus nach Ziel absteigen, und von dort aus nach Mittenwald zurückfahren. Die dritte Möglichkeit ist, den Grenzstein Grenzstein sein zu lassen und einfach nach Innsbruck zu fahren. Rein haben trotz nach einem Paß, die Gefahr liegt nur im Rückwege. Da muß ein Seil gelegt werden, das das Grenzhaus umgibt — gar mancher hat ihn schon gefunden!

Wennfalls die oben geschilderte Partie äußerst lösend für diejenigen, die eben einmal gegen Selbstüberforderungen sind, und seien sie auch so über Haaren herbeigekommen, wie die Götterphotographen in den bayerischen Grenzsteinen.

Literatur.

Vom Afterrum zur Gegenwart. Erzählungen von F. Vol. A. Curtius, A. Dopff, G. Fraenkel und zahlreichen anderen Verfassern. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, W. O. Teubner, 1921.

Das Buch ist überarbeitet und um einige Beiträge vermehrt, schon nach zwei Jahren neu erschienen, ein Zeichen, wie sehr es dem Bedürfnis einer Zeit entspricht, in der „die Antike“ für viele Menschen wieder mit dem Wertlichen des Dantes sich zu verbinden begonnen hat, für andere (durch Spengler) wenigstens in dem Bereich der Dichtung eingeleitet ist. Es die geschichtliche und die römische Welt weitlich ein jetzt abgeklärtes Organismus sei, um diesen verklärten Trümmern mit uns nur mühsam beizuhenden bewegen, aber ein lebensdiges Kraftzentrum, das noch in unser Leben hinein Kräfte entläßt — diese Fragen zu beantworten, wird hier ein überreicher Stoff geboten. Von den ersten Kennern der verschiedenen Fachgebiete werden zunächst im Allgemeinen die Kulturzustandslänge über Mittelalter, Renaissance, Neuhumanismus bis zur Gegenwart verfolgt, um dann auf den einzelnen Feldern nachzugehen zu werden: in Staat, Wirtschaft, Recht, in Philosophie, Kunst und Literatur, in den Wissenschaften, nicht nur der Sprach- und der Geisteswissenschaft, sondern ebenso fast und stärker der Physik, Astronomie, Biologie, Chemie, Medizin und Technik. Wichtiger noch als dieser Reichtum historischer Beziehungen und die aus ihnen sich ergebende Ueberzeugung, daß den heutigen Nationen das Erbe der Alten als ein unentrinnbares Schicksal auferlegt ist, erscheint in den bedeutenden Beiträgen der Gedante, daß die Antike“ nicht nur in unserer Vergangenheit heißt als geistlicher Antrieb und Beginn der Bewegung, sondern viel mehr noch vor uns, in der Bewegung und Kampf, als Maß und gestaltendes Idee künftiger Menschheit immer neu erworben zu werden.

Das Reichsheimatengesetz vom 10. Mai 1920 ist im 2. Bande der Verlag von E. im ar Hobbing, Berlin, erschienenen „Bücherei des Wohnungs- und Wohnungswehens“ auf Grund amtlichen Materials von S. St. uger, Ministerialrat im Reichsheimatministerium, erläutert worden.

Das Büchlein enthält außer diesem Reichsgezet noch trefflichen Erläuterungen noch eine sehr interessante Uebersicht über die Heimstättenbestrebungen und die Heimstättengelege im Ausland und in Deutschland bis zum Erlaß des Reichsheimatengesetzes.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernr. 4520 u. 1630.